

Wissenschaftler sollen frei arbeiten können

Der Dialog mit dem Nahen Osten ist wichtig — ein Gespräch mit dem Vorstand der Fritz Thyssen Stiftung Jürgen Chr. Regge

Unter den privaten Wissenschaftsförderer-einrichtungen in Deutschland zählt die Fritz Thyssen Stiftung zu den größten. Seit 1959 unterstützt sie weltweit vor allem geisteswissenschaftliche Forschung an Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen mit besonderer Berücksichtigung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Seit 2006 finanziert sie mit etwas mehr als zwei Millionen Euro das auf fünf Jahre angelegte Forschungsprogramm „Europa im Nahen Osten – der Nahe Osten in Europa“.

Herr Regge, welche Stellung nimmt die Finanzierung des Programms unter den von der Fritz Thyssen Stiftung geförderten geisteswissenschaftlichen Vorhaben ein?

Dieses Programm ist derzeit das größte Einzelprogramm der Stiftung. Normalerweise sind die Programme der Stiftung eher kleineren Typs und auf Projekte bezogen. Üblicherweise fördert sie zwei oder drei Jahre, aber ein Fünfjahresprogramm ist auch ein größeres Unterfangen für eine private Einrichtung. Wenn man in diesem Rahmen etwas erreichen will, muss man auch eine mittlere Dauer einplanen.



Jürgen Chr. Regge, Studium Fachhochschule für Bibliothekswesen Köln, Studium der Rechtswissenschaften, seit 1974 in der Fritz Thyssen Stiftung tätig, seit 2002 im Vorstand



Rege Diskussion. Teilnehmer der Sommerakademie 2006 in Beirut.

Foto: Georges Khalil

Unter anderem wird der Aufenthalt von Wissenschaftlern aus Ländern des Nahen Ostens in Berlin zu Forschungszwecken finanziert. Warum?

Nach der zweiten Intifada hat auch das Gespräch in den Wissenschaften zwischen Israelis und arabischen Staaten sehr gelitten. Es ist die Zivilgesellschaft, die unter der Situation am meisten leidet. Wissenschaftler sind Teil der Zivilgesellschaft. Sie sollten die Chance haben, dass

wissenschaftliche Arbeiten weiter betreiben zu können. Dazu gehört auch die Pflege internationaler Kontakte. Es ist, glaube ich, Aufgabe einer privaten Stiftung, diese Arbeiten zu unterstützen, immer dann, wenn Staaten nur unter großen Mühen fördern können, um nicht der Einflussnahme bezichtigt zu werden.

Die Fritz Thyssen Stiftung finanziert im Rahmen des Forschungsprogramms auch die Ausrichtung von Sommerschulen. Die erste fand 2006 in Beirut statt, kurz nach Aufhebung der Luftblockade. Warum dort?

Diese Sommerschulen sollen in der Region stattfinden, um möglichst vielen Wissenschaftlern aus den Ländern des Nahen Ostens auch die Teilnahme zu ermöglichen. Würde man das in Berlin machen,

wäre es zweifelhaft, ob manche dieser Wissenschaftler die Reise nach Berlin unternehmen könnten. Beirut ist für die Stiftung auch ein Traditionsort. Dort hat die Stiftung seit den 60er Jahren den Aufbau des Orientinstituts intensiv gefördert.

Es gibt also noch andere Initiativen, die Sie in den Ländern des Nahen Ostens unterstützen?

Ja. Das Orientinstitut mit Sitz in Beirut und Istanbul ist ein Beispiel. Wir haben auch sehr intensiv in Jordanien gefördert. Wir unterstützen seit Gründung der Stiftung Aktivitäten in Israel. In der Archäologie sind wir in allen Ländern des Vorderen Orients vertreten. Die Unterstützung von Projekten im Nahen Osten findet man in einigen unserer Fördergebiete. So haben wir ein Programm Internationale Beziehungen, in dem auch unter Sicherheitsaspekten politikwissenschaftliche Arbeiten gefördert werden, wie beispielsweise die Arbeit der Stiftung Wissenschaft und Politik.

Zu den drei Trägern des aktuellen Programms gehören neben der Stiftung das Wissenschaftskolleg zu Berlin und die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Gibt es so etwas wie eine Aufgabenteilung?

Im Grundsatz dient das Projekt der Förderung der universitären Forschung. So arbeiten die Stipendiaten überwiegend an den einschlägigen Instituten der Freien Universität, die eigentlich als weiterer Partner des Programms genannt werden müsste. Das Wissenschaftskolleg und die Akademie sind außeruniversitäre wissenschaftliche Einrichtungen, die den Wissenschaftlern zusätzliche Instrumente für ihre Forschung aber auch für deren Verbreitung bereitstellen können.

Das erste akademische Jahr im Förderprogramm ist vorbei. Welche Erwartungen haben Sie?

Die Erwartungen sind natürlich auf wissenschaftliche Ergebnisse gerichtet. Wir haben erste positive Rückmeldungen. Die Erfolge der Stipendiaten werden sie ermutigen, die gewonnenen Kontakte nach ihrer Rückkehr in ihre Heimatländer weiter zu pflegen. Ich erhoffe mir, dass nach Abschluss des Akademiejahres dieses Programms wissenschaftlich noch weiter Fahrt aufnimmt. Die Vortragsveranstaltungen werden teilweise doch ein wenig schwach besucht. Dieses Programm muss Außenwirkung erzielen! Es soll signalisiert werden, dass auch unter dem Druck der politischen Verhältnisse wissenschaftliches Arbeiten möglich ist. Es ist wichtig, dass die Öffentlichkeit von diesen Initiativen weiß, weil sonst das Bild des Nahen Ostens überwiegend durch Schreckens- und Terrormeldungen geprägt würde.

Sind hier nicht auch Bund und Länder gefordert, sich finanziell langfristig in Vermittlungsprogrammen zu engagieren?

Es wäre wünschenswert, wenn das intensiviert werden könnte. Ich habe meine Zweifel. Ich glaube, dass die Programme nur sehr kurzfristig angelegt sind; dass sie, wenn sie abgeschlossen sind, dann in der Wirkung als abgeschlossen angesehen werden und man keine Beständigkeit der Förderung erwarten kann. Wenn sich etwas ändern soll, müssten auch die Voraussetzungen in den Universitäten stark verbessert werden. Es müssten mehr Regionalstudien vor allem mit Bezug auf den Islam und auf die Länder der Region entwickelt werden, statt sie zu schließen. Sonst wird man immer wieder projektförmig neu beginnen müssen. Private Stiftungen können das nicht leisten und können sich auf Dauer nicht für eine Aufgabe binden, wollen sie nicht ihre Flexibilität verlieren.

— Das Gespräch führte Bettina Mittelstrass

Brücken zwischen Forschern

Stipendiaten aus Nahost schließen neue Kontakte

Für ihr eigenes Forschungsprojekt habe sie in Berlin eigentlich am wenigsten getan, sagt Dana Sajdi lachend und schickt gleich temperamentvoll ein kräftiges „aber“ hinterher – aber alles, was sie hier in einem Jahr gelernt, gehört, diskutiert und erlebt habe, der intellektuelle Austausch in einer multinationalen Atmosphäre, die vielen unterschiedlichen Theorien und Gedankengänge der Kollegen, die Gespräche, die Vorträge, die Seminare und der persönliche Kontakt, all das habe ihre analytischen Fähigkeiten in ganz neuen Richtungen geschult und werde ihre wissenschaftliche Arbeit nachhaltig prägen, wie sie das nie für möglich gehalten hätte.

Dana Sajdi ist in Nablus, Palästina, geboren und aufgewachsen, wurde an Universitäten in Amman (Jordanien), Kairo (Ägypten) und den USA zur Historikerin ausgebildet. Im Herbst 2006 kam sie auf Einladung nach Berlin, als eine von zehn Postdoktoranden aus Ägypten, Iran, Indonesien, Israel, Palästina, Jordanien,



Dana Sajdi

Marokko und der Türkei, um hier für ein Jahr intensiv im Rahmen des Programms „Europa im Nahen Osten – der Nahe Osten in Europa“ zu forschen.

„Egal ob man über die Türkei oder andere Themen arbeitet, die Literatur oder die islamische Welt in Europa, die Fragestellung ist bei uns allen sehr, sehr ähnlich“, sagt der Historiker Eli Bar-Chen und betont, dass seine Teilnahme am Forschungsprojekt optimal und hochrelevant für den Fortschritt seiner eigenen Recherchen war. Er ist israeli-arabischer Herkunft und in das Programm gekommen, weil er über die Geschichte der Juden in der islamischen Welt und ihrer Rezeption in Europa forscht.

Jeder der Fellows, die in der fünfjährigen Laufzeit des Programms kommen und gehen werden, beschäftigt sich wissenschaftlich im weitesten Sinn mit Wechselbeziehungen und Verflechtungen zwischen Europa und dem Nahen Osten, jeder aus seiner speziellen Perspektive und Fachrichtung heraus. Neben ihrer eigenen Arbeit und der an den jeweiligen Berliner Forschungsinstituten, in die sie eingebunden sind, gehört es für die Fellows zum Pflichtprogramm, in Vortragsreihen, Seminaren und Arbeitssitzungen unter übergreifenden Fragestellungen zusammenzuarbeiten. Die persönliche Begegnung sei dabei der entscheidende Gewinn, meinen sowohl Eli Bar-Chen als auch Dana Sajdi, wichtiger noch als klare Resultate wie zum Beispiel die gemeinsame Publikation wissenschaftlicher Artikel.

Viele arabische Wissenschaftler treffen in Berlin nicht nur auf deutsche, sondern zum ersten Mal auch auf iranische oder türkische Kollegen, sagt der Koordinator des Projekts am **Eli Bar-Chen** Wissenschaftskolleg, Georges Khalil, „weil die wissenschaftlichen Austauschsysteme zwischen diesen Ländern nicht mehr richtig funktionieren seit dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches und der eher auf bilateralem Austausch mit europäischen oder amerikanischen Universitäten fokussierten wissenschaftlichen Beziehungen.“ Die aktuelle politische Situation erschwert die Verständigung unter Wissenschaftlern zusätzlich.

Es sei eine Illusion, Wissenschaft von Politik zu trennen, sagt der israeli-iranische Bar-Chen. Allerdings habe man in Berlin schon nach einer Woche durch die sehr nahe persönliche Begegnung – er teile sich ein Arbeitszimmer mit einem iranischen Kollegen – politische Probleme beiseite geschoben und ohne diese Schwierigkeiten, die in anderen Kontexten präsent seien, miteinander gearbeitet. Englisch als offizielle Sprache des Programms war für manche Fellows aus arabischen Ländern eine Hypothek. Und so nutzte man im so genannten Berliner Seminar regelmäßig auch Arabisch als internationale akademische Sprache. Dolmetscher waren nicht nötig, denn jeder der Wissenschaftler war in verschiedener Hinsicht zumindest zweisprachig.

Dana Sajdis nächste Station ist eine Professur in Boston. Eli Bar-Chen kehrt als Assistent nach München an das Institut für Jüdische Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität zurück. Beide haben nicht nur Kollegen sondern auch Freunde in Berlin gefunden, und werden diese neuen Bekanntschaften pflegen. Aus seinen positiven Erfahrungen heraus plädiert Eli Bar-Chen außerdem entschieden dafür, diese Form der wissenschaftlichen Zusammenarbeit in Zukunft zum festen Bestandteil der akademischen Landschaft nicht nur in Berlin sondern auch in Tel Aviv, Alexandria oder Istanbul zu machen. **BETTINA MITTELSTRASS**

„Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen“

Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften forscht seit über hundert Jahren über die Kulturregion „Naher Osten“

VON BETTINA MITTELSTRASS

Im Frühjahr 1898 beginnt man am Hof in Berlin mit den Vorbereitungen für die Orientreise des Kaisers. Wilhelm II., im Volksmund auch „Reise-Kaiser“ genannt, will im Herbst mit seiner Frau Augusta Victoria über Konstantinopel nach Jerusalem und zurück über Beirut und Damaskus reisen.

Alle Städte lagen zu jener Zeit im Osmanischen Reich, zu dem das deutsche Kaiserreich vorwiegend aus wirtschaftlichem Interesse gute Beziehungen pflegte. Nicht nur im Berliner Schloss richtete man Ende des 19. Jahrhunderts das Augenmerk auf den so genannten Orient. Direkt gegenüber im bereits 1842-1855 erbauten Neuen Museum erblickte man ägyptische Kultur schon seit rund 50 Jahren.

Die Entzifferung altägyptischer Hieroglyphen im Jahr 1822 durch den Franzosen Jean-François Champollion hatte Okzident und Orient einander näher gebracht. Nach der Königlich-Preussischen Expedition nach Ägypten in den Jahren 1842-1845 begann man um die Jahrhun-

die in Berlin gerade neue methodische Wege einschlug.

Im Jahr der kaiserlichen Orientreise veröffentlichte der Berliner Germanist Otto Pniower im Goethe Jahrbuch einen programmatischen Aufsatz „Zu Goethes Wortgebrauch“, in dem er für zukünftige wissenschaftliche Arbeiten eine systematische Erfassung und Erschließung der Sprachgewalt des Dichters – ein Wörterbuch – forderte. Es sollte noch dauern, bis Pniowers Projekt umgesetzt werden konnte, aber seine Materialsammlung gehört heute zum Besitz der Arbeitsstelle Goethe-Wörterbuch, die 1946 als Unternehmen der Berliner Akademie begründet und unter Beteiligung der Göttinger und Heidelberger Akademien fortgeführt wurde.

Das Vorhaben erfasst heute Goethes über 90 000 Wörter umfassenden Wortschatz auf der Grundlage von über drei Millionen Textbelegen vollständig – da-

runter seinen persönlichen interkulturellen Dialog mit dem Orient. Christa Dill von der Berliner Arbeitsstelle veröffentlichte 1987 aus dem Gesamtcorpus heraus sogar ein eigenständiges „Wörterbuch zu Goethes West-Östlichem Divan“.

„Wer sich selbst und andere kennt, wird auch hier erkennen: Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen.“ (Goethe)

Heute erinnert in Istanbul der „Deutsche Brunnen“, ein Geschenk Kaiser Wilhelms II. an das türkische Volk, an jene mehr als 100 Jahre zurückliegende Begegnung zwischen den einstigen Repräsentanten von Orient und Okzident.

Wie vielschichtig verwoben die Kultur und Gesellschaft der Region tatsächlich immer schon gewesen ist, bringt ein anderes Akademienvorhaben zutage, das sich seit den 1950er Jahren mit der byzantinischen Geschichte in einer politischen

und kulturellen Umbruchszeit beschäftigt. Die „Prosopographie der mittelbyzantinischen Zeit“, ein „Who is Who“ am Bosphorus zwischen dem 7. und dem 11. Jahrhundert, hat es sich zum Ziel gesetzt, alle Individuen, die im byzantinischen Kulturkreis in der Zeit der Eroberungszüge der Araber und der Ausdehnung des Islam gelebt haben, zu identifizieren.

Entgegen der Ansicht, dass Christentum und Islam sich seit 630 in unversöhnlicher Frontstellung gegenüberstehen, offenbaren schon die bereits veröffentlichten Informationen über 11 000 Byzantiner und ihre Nachbarn zwischen 641 und 867, dass jenseits der realpolitischen Auseinandersetzung mit den Arabern von einer grundsätzlichen, religiös motivierten Feindschaft nicht die Rede sein kann. Die Auswertung der Quellen ergibt vielmehr das Bild eines faszinierenden Vielvölkerstaats, der sich über Jahrhunderte hinweg einen Großteil des kulturellen und wissenschaftlichen Erbes der klassischen Antike bewahrte. Sie sammeln zahlreiche antike medizinische Schriften und übersetzten sie ins Syrische, Hebräische und Arabische. Einige für die Medizingeschichte bedeutende Werke des antiken Mediziners Galen von Pergamon sind überhaupt nur in arabischer Sprache erhalten.

Diese orientalischen Texttraditionen bilden einen Teil der Quellengrundlage für das „Corpus Medicorum Graecorum/Latinorum“, ein Akademienvorhaben, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, sämtliche überlieferten antiken medizinischen Schriften umfassend zu entziffern, zu übersetzen, zu kommentieren und schließlich für die weitere Forschung bereitzustellen.

Während das Projekt eines Corpus antiker medizinischer Schriften – das dieses Jahr seinen 100. Geburtstag feierte – an der einst Preussischen Akademie erst noch vorbereitet wurde, betrat der deutsche Kaiser das Heilige Land und nahm in Jerusalem an der feierlichen Einweihung der protestantischen Erlöserkirche teil. Kurz danach traf er sich mit einer zionistischen Gesandtschaft unter der Führung von Theodor Herzl, doch der Dialog über das Ziel einer Staatsgründung der Juden in Palästina blieb freundlich indifferent.

Der 20 Jahre junge jüdische Philosoph Martin Buber wird damals diese Begegnung wohl mit Interesse verfolgt haben, hatte er doch selbst 1898 in Leipzig einen zionistischen Zirkel gegründet und begonnen, sich mit Herzls Ideen auseinanderzusetzen. Heute dokumentiert die Martin Buber Werkausgabe nicht nur ein gemeinsames Editionsprojekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie gut begründen.

lin-Brandenburgischen Akademie mit der Israel Academy of Sciences and Humanities, sondern auch eine lange von gegenseitiger Toleranz geprägte christlich-jüdisch-muslimische Verständigung.

Ein Beitrag zu solcher Verständigung kann auch ein jüngstes Unternehmen der Akademie sein. Unter dem Titel „Corpus Coranicum“ hat dieses Jahr die wissenschaftliche Arbeit an der Textgeschichte des Korans begonnen. Die Stiftungsurkunde für die neue Religionsgemeinschaft entstand als Text nicht in einem kulturellen Vakuum, sondern musste von Menschen des 7. Jahrhunderts verstanden werden, die bis dahin in christlichen oder jüdischen Traditionen gelebt hatten. Auf alte Themen wie zum Beispiel Endzeit oder Heilerwartungen, sollten neue Antworten gegeben werden, und daher finden sich bei vergleichender Betrachtung der Texte von Bibel, Talmud und Koran strukturelle Ähnlichkeiten, die in der neuen Arbeitsstelle von nun an herausgearbeitet werden.

Drei Jahre nach der Rückkehr des Kaisers nach Berlin startete von dort aus die erste von insgesamt vier Orientexpeditionen, die sehr viel weiter nach Osten vordrangen als Wilhelm II., bis zur Turfan Oase in Ostturkistan. So erfolgreich war die erste, dass der Kaiser den folgenden drei Expeditionen seine Schirmherrschaft verlieh. 423 Kisten voller Kunstobjekte und rund 40 000 Textzeugnisse in mehr als 20 Sprachen wurden bis 1914 nach Berlin gebracht und bilden die

13 000 iranische und alttürkische Textfragmente müssen noch ediert werden

Grundlage für die Erforschung der vielfältigen Kulturen der antiken Seidenstraßen. Die wissenschaftliche Erschließung dieser Zeugnisse ist eine noch lange unabgeschlossene, interkulturell relevante Aufgabe, an der die Arbeitsstelle „Turfanforschung“ der Akademie maßgeblich beteiligt ist, die heute vor allem die etwa 13 000 iranischen und alttürkischen Fragmente ediert.

Wie sehr der deutsche „Reise-Kaiser“ vor rund 100 Jahren von gemeinsamen Traditionen überzeugt war, bleibt fraglich, aber dass die Verflechtungen von Europa und dem Nahen Osten so untrennbar sind, wie Goethe es angenommen hat, kann die geisteswissenschaftliche Forschungsarbeit der Berlin-Brandenburgischen Akademie gut begründen.



Der Reise-Kaiser. Wilhelm II. besuchte bei seiner großen Orientreise 1898 Jerusalem, das damals zum Osmanischen Reich gehörte. Fotografie von Ch. Rade. Foto: EMPORO-Kahl, Berlin